

Margaret Peterson Haddix
Schattenkinder
Im Zentrum der Macht

Trey sitzt in einem Küchenschrank, gelähmt vor Angst. Angst davor, entdeckt zu werden – von der Bevölkerungspolizei. Denn Trey ist ein illegales drittes Kind, ein Schattenkind, das in dieser Gesellschaft kein Lebensrecht hat. Seit Aldous Krakenaur die Macht ergriffen hat, wird fanatischer als je zuvor Jagd gemacht auf die Schattenkinder und diejenigen, die sie beschützen wollen. So ist auch Mr Talbot, der getarnt als Bevölkerungspolizist schon viele Schattenkinder gerettet hat, den Häschern ins Netz gegangen, genau in dem Moment, als Trey seine Hilfe bitter nötig gehabt hätte. Denn auch Treys Freund Luke ist spurlos verschwunden. Versteckt in der verlassenen Villa der Talbots, begreift Trey allmählich, dass es allein von ihm abhängt, sowohl Mr Talbot als auch Luke zu befreien. Doch dazu müsste er sich erst einmal aus seinem Versteck hervorwagen – wird er das jemals schaffen?



© The Backstage Studios

Margaret Peterson Haddix wuchs in Ohio auf. Nach ihrem Studium arbeitete sie zunächst als Journalistin und College-Dozentin, bevor sie anfang, Kinder- und Jugendbücher zu schreiben. Für ihr literarisches Werk wurde sie in den USA bereits mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet. Sie lebt mit ihrer Familie in Columbus, Ohio. Zusätzliche Informationen über die Autorin unter www.haddixbooks.com.

Weitere Titel der Autorin bei dtv junior: siehe Seite 4

Bettina Münch, geboren 1962, arbeitete nach dem Studium als Kinderbuchlektorin. Heute ist sie freie Autorin und Übersetzerin und lebt mit Mann und Tochter in der Nähe von Frankfurt am Main.

Margaret Peterson Haddix

Schattenkinder

Im Zentrum der Macht

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von
Bettina Münch

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

Von Margaret Peterson Haddix sind außerdem bei
dtv junior lieferbar:

Schattenkinder

Schattenkinder. Unter Verrätern

Schattenkinder. Die Betrogenen

Schattenkinder. In der Welt der Barone

Schattenkinder. Gefährliche Freiheit



Deutsche Erstausgabe

7. Auflage 2017

2006 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

© 2004 Margaret Peterson Haddix

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

›Among the brave, 2004 erschienen bei Simon & Schuster Books
for Young Readers, an imprint of Simon & Schuster Children's
Publishing Division, New York

© für die deutschsprachige Ausgabe:

2006 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt und Tabea Dietrich

unter Verwendung eines Fotos von Jan Roeder

Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Memmingen

Gesetzt aus der Sabon 11/14' (QuarkXPress)

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-70984-2

Für Jeff

*Mein Dank gilt Gillian McIntosh, John Peterson und
Mary Fleming für ihre Hilfe bei diesem Buch.*

1. Kapitel

Na toll, dachte Trey. *Da tue ich einmal in meinem Leben etwas Mutiges und schon heißt es: ›Habt ihr irgendetwas Gefährliches zu erledigen? Dann schickt Trey. Er macht das schon.‹ Weiß denn niemand mehr, dass ich mit zweitem Vornamen ›Feigling‹ heiße?*

Im Grunde gab es auf der ganzen Welt nur zwei Menschen, die wussten, wie Trey wirklich hieß, und einer davon war tot. Aber Trey hatte keine Zeit, sich darüber den Kopf zu zerbrechen, denn er steckte bis zum Hals in Schwierigkeiten. Er hatte gerade mit angesehen, wie zwei Menschen starben und andere in Gefahr geraten waren. Vielleicht war auch er in Gefahr gewesen oder er war es noch. Er und seine Freunde hatten den Schauplatz verlassen, wo Tod, Chaos und Verwüstung herrschten, waren zu einem völlig Unbekannten ins Auto gesprungen und davongebraust, um Hilfe zu holen. Sie waren die ganze Nacht durchgefahren und soeben hatte der Wagen vor einem wildfremden Haus angehalten, in einer wildfremden Gegend, in der Trey noch nie gewesen war.

Und nun erwarteten seine Freunde, dass er sich als Herr über diese Lage erwies.

»Worauf wartest du noch«, sagte seine Freundin Nina, »steig aus und klopfe an die Tür.«

»Warum tust *du* es nicht?«, erwiderte Trey. Genauso gut hätte er zugeben können, dass er weniger Mut besaß als ein

Mädchen. Weder Mut noch Stolz. Ins Lateinische übersetzt ergäbe das ein gutes Lebensmotto für ihn. Vielleicht *Nulla fortitudo nulla superbia*? Für einen kurzen Moment erlaubte sich Trey in nostalgischen Erinnerungen an die Zeit zu schwelgen, als die Übersetzung lateinischer Sprüche noch seine größte Herausforderung dargestellt hatte.

»Weil«, sagte Nina. »Du weißt schon. Mr Talbot und ich – sagen wir einfach, da werden eine Menge schlechter Erinnerungen in mir wach.«

»Oh«, sagte Trey. Und wenn er seine Furcht nur ein klein wenig außer Acht ließ, verstand er sie sogar. Mr Talbot, der Mann, zu dem sie geflüchtet waren, hatte Nina einst einer extremen Loyalitätsprüfung unterzogen. Es war notwendig gewesen, darin waren sich alle einig – selbst Nina gab das zu. Aber angenehm war es trotzdem nicht gewesen. Mr Talbot hatte sie ins Gefängnis gesperrt und mit dem Tode bedroht.

Trey war froh, dass man ihn einer solchen Prüfung nie ausgesetzt hatte. Er würde garantiert durchfallen, das wusste er.

Wieder sahen sie zu dem klotzigen Ungetüm von Haus hinüber, in dem Mr Talbot lebte. Er war nicht gefährlich, rief Trey sich in Erinnerung. Mr Talbot würde sie retten. Trey, Nina und ein paar ihrer Freunde hatten ihn aufgesucht, um ihre schlechten Neuigkeiten und ihre Verwirrung bei ihm abzuladen. Damit *er* die Sache in die Hand nahm und sie sich nicht selbst darum kümmern mussten.

Trey schielte nach vorn, wo seine Freunde Joel und John neben dem Fahrer saßen oder, genau genommen, dem »Chauffeur«. Das war ein französisches Lehnwort. Nur dass der französische Originalbegriff – *chauffeur*? – sich gar nicht

von »fahren« ableitete. Er bedeutete »erwärmen« oder »erhitzen« oder so etwas Ähnliches, weil Chauffeure früher Fahrzeuge gesteuert hatten, die von Dampfmaschinen angetrieben wurden.

Nicht, dass das eine Rolle spielte. Warum verplemperte er nur seine Zeit damit, über fremdsprachige Verben nachzudenken? Seine Französischkenntnisse würden ihm im Augenblick nicht im Mindesten weiterhelfen. Er konnte mit ihnen beispielsweise nicht herausfinden, ob er dem Fahrer vertrauen durfte oder nicht. Wie viel einfacher wäre es, wenn er an einem einzigen Wort erkennen könnte, ob er das Risiko eingehen durfte, den Fahrer loszuschicken, um an Mr Talbots Tür zu klopfen, während er, Trey, sicher im Wagen hocken blieb.

Oder was war mit Joel und John? Zugegeben, sie waren jünger als er und vielleicht noch größere Angsthasen. Sie hatten *noch nie* etwas Mutiges getan. Trotzdem –

»Trey?«, sagte Nina. »Los jetzt!«

Sie griff mit der Hand über ihn hinweg und stieß die Wagentür auf. Dann gab sie ihm einen kleinen und so überraschenden Schubs, dass er selbst nicht recht wusste, warum er auf einmal auf seinen eigenen Füßen neben dem Wagen stand.

Nina zog die Tür hinter ihm zu.

Trey atmete tief durch. Aus Angst und aus alter Gewohnheit – einer Gewohnheit der Angst oder angsterfüllter Gewohnheit – begannen sich seine Hände zu Fäusten zu ballen und ließen erst wieder locker, als ihn etwas schmerzhaft in die Handinnenflächen schnitt. Er hatte ganz vergessen, dass er immer noch den Packen Papiere in der Hand hielt, den er vom

Schreibtisch eines toten Mannes genommen hatte. Als er hinabsah, entdeckte er eine dünne Blutspur an seiner Hand, die sich in scharfem Kontrast von dem schneeweißen Papier abhob.

Schon packte Trey die Panik. Hatte ihn jemand angeschossen? War er in noch größerer Gefahr, als er geglaubt hatte? In seinen Ohren rauschte es und er meinte vor Angst ohnmächtig werden zu müssen. Doch alles blieb ruhig und nach einem kurzen Moment begann er wieder klarer zu denken.

Er betrachtete das Blut noch einmal. Es war kaum mehr als ein Tropfen.

Okay, beruhigte sich Trey. Du hattest gerade eine Panik-attacke, weil du dich an einem Blatt Papier geschnitten hast. Das behältst du besser für dich.

Drinne wäre so ein Schnitt keine große Sache gewesen. Aber im Freien – im Freien reichte die pure Notwendigkeit, atmen zu müssen, um ihn in Panik zu versetzen.

Er zwang sich trotzdem weiterzuatmen. Und unter Aufbietung seiner ganzen Willenskraft überwand sich Trey einen Schritt vorwärts zu gehen. Dann noch einen und noch einen.

Es war ein langer Weg von der Straße zu Mr Talbots Haus und ungünstigerweise hatte der Chauffeur auch noch ein wenig abseits geparkt, unter einer Baumgruppe, die mehr oder weniger verhinderte, dass das Auto vom Haus aus zu sehen war. Trey erzwang kehrtzumachen, wieder ins Auto zu steigen und den Chauffeur anzuweisen näher heranzufahren – direkt vor die Veranda der Talbots zum Beispiel. Aber dafür hätte er mehrere Schritte zurücklaufen müssen, wo er doch schon so weit gekommen war.

Fast einen ganzen Meter.

Ein Teil seines Verstandes wusste, dass er sich lächerlich verhielt – wie ein dummes Kind, ein Feigling, ein angstgebeutelter Idiot.

Das ist nicht meine Schuld, verteidigte sich Trey innerlich. *Das ist alles ... Konditionierung. Ich kann schließlich nichts dafür, wie man mich aufgezogen hat.* Das war die Untertreibung des Jahres. Denn in seinem dreizehnjährigen Dasein hatte Trey so gut wie keinen Aspekt seines Lebens selbst beeinflussen können. Er war ein illegal geborenes drittes Kind, ein Schattenkind, dem die Regierung das Recht auf Leben absprach. Also hatte man ihn versteckt, in einem einzigen Zimmer, vom Tag seiner Geburt bis zu seinem zwölften Lebensjahr. Und dann, als er fast dreizehn und sein Vater gestorben war ...

Du hast keine Zeit für solche Grübeleien, rief Trey sich zur Ordnung. *Lauf weiter.*

Er ging einige Schritte vorwärts, denn jetzt trieb ihn ein brennender Zorn, den er einfach nicht abzuschütteln vermochte. Seine Gedanken eilten zurück zu einer Multiple-choice-Testfrage, die er sich seit mehr als einem Jahr immer wieder stellte: *Wen hasst du? a) ihn, b) sie oder c) dich selbst?* Weitere Wahlmöglichkeiten hinzuzufügen hatte keinen Zweck: *d) alle oben Genannten, e) a und b, f) a und c, oder g) b und c?* Denn dann verwandelte sich die Frage in: *Wen hasst du am meisten?*

Hör auf damit!, befahl sich Trey. *Tu einfach so, als wärst du Lee.*

Treys Freund Lee war genau wie er ein illegales drittes

Kind, aber Lee war auf dem Land aufgewachsen, auf einer abgelegenen Farm, und hatte daher viel Zeit im Freien verbringen können. In Treys Augen war er fast normal aufgewachsen. Ebenso sehr wie Trey es hasste und fürchtete, im Freien zu sein, sehnte sich Lee danach.

»Wie hältst du das nur aus?«, hatte Trey ihn einmal gefragt. »Warum hast du keine Angst? Denkst du nie daran, wie gefährlich es ist?«

»Ich glaube nicht«, hatte Lee mit einem Achselzucken geantwortet. »Wenn ich draußen bin, sehe ich den Himmel, das Gras und die Bäume und denke an nichts anderes, glaube ich.«

Trey betrachtete den Himmel, das Gras und die Bäume um sich herum und konnte nichts anderes denken als, *Lee sollte an meiner Stelle hier sein und zu Mr Talbots Haus hinüberlaufen*. Bis vor zehn Minuten hatte Lee noch bei Trey und Nina, Joel und John im Auto gesessen. Doch dann hatte er sich und Smits, einen anderen Jungen, vom Chauffeur an einer Kreuzung mitten in der Pampa absetzen lassen und gesagt: »Ich muss Smits in Sicherheit bringen.«

Trey vermutete, dass Lee den Jungen zu sich nach Hause brachte, auf die Farm seiner Eltern, aber darüber wollte er lieber nicht nachdenken. Es war zu gefährlich. Allein der Gedanke daran war gefährlich.

Außerdem machte die Vorstellung Trey neidisch, dass Lee immer noch ein Zuhause hatte, wo er hinkonnte, und Eltern, die ihn liebten; Trey dagegen hatte all das nicht mehr.

Aber wenn ich nicht wäre, dann wäre Lee jetzt tot, dachte er mit einem Gefühl, das ihm so fremd war, dass er es kaum benennen konnte. Stolz. Er fühlte sich stolz. Und, lateinisches

Feigheitsmotto hin oder her, er hatte ein Recht darauf, stolz zu sein.

Treys mutige Tat – bisher die einzige in seinem Leben – hatte darin bestanden, Lee in der vergangenen Nacht das Leben zu retten.

Unter den Stolz mischten sich verschiedene andere Gefühle, die Trey bisher noch nicht hatte ergründen können. Er spürte, wie sich die Muskeln in seinen Beinen anspannten, als erinnerten sie sich ebenfalls an die vergangene Nacht; daran, wie sie im letzten Augenblick vorwärts gehechtet waren, um Lee zur Seite zu stoßen, nur Sekunden vor der Explosion aus Glas, genau dort, wo Lee gerade noch gestanden hatte . . .

Es ist leichter, mutig zu sein, wenn einem die Zeit fehlt, über die Alternativen nachzudenken, dachte Trey. Anders als jetzt.

Hier draußen im Freien gab es unzählige Alternativen. Diejenigen, die ihm am besten gefielen, drehten sich darum, dass er sich versteckte. Wie schnell konnte er im Notfall zum Auto zurückrennen? Würde die Baumgruppe dort ein gutes Versteck abgeben? Würde er außer Sichtweite sein, wenn er sich zwischen den riesigen Blumenkübel und die Wand des Talbot-Hauses quetschte?

Trey zwang sich weiterzugehen. Es war wie ein Wunder, als er schließlich die vordere Veranda erreichte. Sehnsüchtig sah er zum Blumenkübel hinüber, überwand sich aber und drückte einen Finger auf die Klingel.

Ganz schwach vernahm er die Melodie eines bekannten Lieds, die als Klingelton von drinnen ertönte. Niemand rührte sich. Er gönnte sich einen Moment, um den Türklop-

fer aus Messing mit der eleganten Gravur GEORGE A. TALBOT, ESQUIRE zu bewundern. Es rührte sich immer noch niemand.

Pech gehabt, dachte Trey, *also zurück zum Wagen*. Doch seine Beine versagten ihm den Dienst. Die Vorstellung, über das ganze offene Gelände zurücklaufen zu müssen, war ihm unerträglich. Noch einmal drückte er auf die Klingel.

Diesmal ging die Tür auf.

Trey wurde zwischen Erleichterung und Panik hin- und hergeworfen. Doch die Erleichterung gewann die Oberhand, als er auf der anderen Seite der Türschwelle das vertraute Gesicht von Mr Talbot erblickte. *Siehst du, war doch gar nicht so schlimm*, sagte er sich. *Ich bin bis hierher gelaufen, ohne dass mir auch nur die Beine gezittert haben. Das musst du mir erst einmal nachmachen, Nina! Ich bin mutiger als du!*

Trey begann zu überlegen, was er Mr Talbot ausrichten sollte. Er hatte sich darüber bisher noch keine Gedanken gemacht. Worte fielen ihm um vieles leichter als Taten.

»Ich bin ja so froh, dass Sie zu Hause sind, Mr Talbot«, setzte er an. »Sie werden nicht glauben, was passiert ist. Wir sind gerade –«

Doch Mr Talbot schnitt ihm das Wort ab.

»Nein, ich will wirklich nichts kaufen, um Ihre Schulmannschaft zu unterstützen«, sagte er. »Bitte kommen Sie *nicht* wieder her. Richten Sie Ihren Mannschaftskollegen aus, dass Betteln und Hausieren bei uns verboten ist. Sehen Sie denn nicht, dass ich ein viel beschäftigter Mann bin?«

Wie ein drohendes Ausrufezeichen erschien zwischen Mr Talbots Brauen eine tiefe Furche.

»Aber, Mr Talbot – Ich bin doch gar kein – Ich bin –«

Zu spät. Direkt vor Treys Nase fiel die Tür krachend ins Schloss.

»– Trey«, endete er mit einem Flüstern, das nur die Tür hören konnte.

Er erinnert sich nicht mehr an mich, dachte Trey. Das war nicht weiter verwunderlich. Immer wenn Mr Talbot der Hendricks-Schule, deren Schüler Trey und Lee waren, einen Besuch abgestattet hatte, war Trey im Hintergrund geblieben, kaum auffälliger als die Tapete an der Wand.

Lee dagegen hatte jedes Mal im Zentrum des Geschehens gestanden, er hatte mit Mr Talbot geredet, gelacht und war mit ihm fein essen gegangen.

Lee hätte Mr Talbot bestimmt nicht die Türe vor der Nase zugeschlagen, dachte Trey. War er auch darauf eifersüchtig? *Nein. Ich wünschte nur, Lee wäre jetzt hier und könnte mit Mr Talbot reden.*

Trey seufzte und versuchte all seinen Mut zusammenzunehmen, um noch einmal auf die Klingel zu drücken.

Doch dann geschahen zwei Dinge in unmittelbarer Folge.

Als Erstes schoss unter dem Haus – aus einer verborgenen Garage, wie Trey vermutete – ein Wagen heraus. Er war schwarz und lang und wirkte sehr offiziell. Mit quietschenden Reifen brauste er um die Kurven der Zufahrt. Vorn im Wagen sah Trey zwei uniformierte Männer. Hinten saß Mr Talbot und er hob die Hände vor die Fensterscheibe, direkt in Treys Blickfeld. An seinen Handgelenken glänzte etwas Metallenes.

Handschellen?

Das schwarze Auto raste über den Bordstein und dann die Straße hinab.

Trey stand immer noch mit offenem Mund da und versuchte zu begreifen, was er gerade mit angesehen hatte, als der Wagen, mit dem er selbst gekommen war – in dem sich immer noch Nina, Joel und John versteckten –, im Schutz der Bäume vorwärts zu rollen begann. Trey fühlte einen Funken Hoffnung in sich aufkeimen: *Sie kommen mich zu retten!*

Doch der Wagen fuhr in die falsche Richtung.

Mit aufgerissenen Augen sah Trey das Auto davongleiten, nicht mehr als ein Schatten unter den Bäumen, ein schwarzer Strich auf der Landstraße.

Dann war es verschwunden.

Sie haben mich im Stich gelassen!, fuhr es Trey durch den Kopf. *Sie haben mich im Stich gelassen!*

Er stand mutterseelenallein auf der Veranda eines Mannes, dem er gleichgültig war – eines verhafteten Mannes? –, mitten in der endlosen Weite des Landes, wo alle Welt ihn sehen konnte.

Ohne nachzudenken warf sich Trey hinter den riesigen Blumenkübel, in Deckung.

2. Kapitel

Treys Instinkt hatte sich ausnahmsweise einmal als richtig erwiesen. Sekunden später schwärmte eine ganze Armada schwarzer Wagen die Straße herauf und auf das Grundstück der Talbots. Sie überschwemmten die Auffahrt, so dass die letzten Wagen kreuz und quer auf dem Rasen parken mussten. Als er mutig über den Rand des Blumenkübels spähte, sah Trey, wie die Autotüren aufgingen und Dutzende Männer in schwarzen Uniformen herausquollen. Er duckte sich unwillkürlich und versuchte seinen Körper hinter dem Blumenkübel so klein wie möglich zu machen.

War nicht sehr schlau, im letzten Jahr zehn Zentimeter zu wachsen, dachte er und wunderte sich, dass er in solchen Momenten noch klar denken konnte. Er zog seine langen Beine noch enger an den Körper.

Aus Funkgeräten schnarrten knisternd und knackend Instruktionen: »Durchsucht den Keller.«

»Bestätigt.«

»Durchsucht den Garten.«

Trey begann zu schwitzen. Und wenn jemand den Befehl erhielt, die Veranda abzusuchen? Er versuchte jede einzelne Anweisung aufzuschnappen, alle auf einmal. Er lauschte auf Schritte, die die Veranda heraufkamen. Es war keine große Beobachtungsgabe vonnöten, um Trey zu finden. Was würde er tun, falls – nein, wenn – das geschah?

Steh auf und kämpfe, befahl sich Trey streng. *Gib dich nicht einfach widerstandslos auf. Mach dir den Überraschungseffekt zunutze. Sobald du jemanden kommen hörst, springst du auf und fängst an, um dich zu schlagen . . .*

Und was dann? Glaubte er wirklich, er könnte gewinnen? Vielleicht konnte er *einen* der Uniformierten überraschen. Vorübergehend jedenfalls. Aber zwei? Drei? Fünfzig?

In der Nähe knarrte eine Diele. Genau so hatte die erste Stufe der Verandatreppe geknarrt, als Trey zur Haustür gegangen war. Sein Herz begann so heftig zu pochen, dass er glaubte, es müsse ihn verraten. Als wieder eine Diele knarrte und schließlich noch eine, hielt er die Luft an. Näher, immer näher . . .

Er hielt den Kopf gesenkt, hatte ihn fast zwischen die Knie gesteckt. Doch die Ungewissheit war unerträglich. Daher beschloss Trey, der größte Feigling der Welt, dass es besser sei zu wissen, was auf ihn zukam. Langsam und vorsichtig hob er den Kopf.

Ein uniformierter Mann – nein, eigentlich war es noch ein Junge, kaum älter als Trey selbst – stand schweigend da und sah auf ihn herab. Treys Augen schienen mit einem Mal wie eine Kamera zu funktionieren und erfassten mit einem einzigen Blick jedes Detail im Gesicht des Jungen. Er hatte Sommersprossen auf der Nase und diese Tatsache allein erschien Trey so fehl am Platz, dass er einfach nur zurückstarren konnte.

»*Liber?*«, sagte der Junge seltsamerweise.

Trey stutzte. Konnte es sein, dass der Junge *Lateinisch* sprach?

»Frei?«, übersetzte er ungläubig.

Der Junge reagierte mit einem so unmerklichen Nicken, dass Trey sich fragte, ob er es sich nicht nur eingebildet hatte. Denn in diesem Moment hob der Junge sein Funkgerät und drückte auf einen Knopf an der Seite.

Das war's, dachte Trey und die Enttäuschung übermannte ihn. Warum habe ich nicht gekämpft, als ich die Gelegenheit dazu hatte? Warum bin ich nicht weggerannt?

Wahrscheinlich blieben ihm noch ein paar Sekunden, ehe der Junge die anderen Uniformierten herbeirief und sie auf die Veranda geschwärmt kamen. Doch Trey konnte sich nicht bewegen. Er konnte nur daran denken, was ihm das Davonrennen und Kämpfen einbringen würde. Er konnte die Schüsse förmlich hören, die fallen würden, konnte die Hände sehen, die ihn packen und auf ihn einschlagen, vielleicht sogar erschlagen würden.

Lieber lasse ich mich lebend fangen und bleibe ruhig und folgsam. Vielleicht bringen sie mich dann nicht gleich an Ort und Stelle um.

Nein, sie würden ihn lediglich foltern, um ihn dazu zu bringen, alle zu hintergehen, die er kannte. Egal, was geschah, Trey hatte keine Chance.

Dann hörte er, was der Junge in sein Walkie-Talkie rief.

»Veranda ist sauber«, sagte er. »Niemand hier.«

Sprachlos starrte Trey zu dem Jungen hinauf. Er war so verblüfft, dass er das Krächzen nicht verstand, das als Antwort aus dem Funkgerät drang.

»Bestätigt«, sagte der Junge. »Ich begeben mich sofort zum Suchtrupp im Garten.«

Er blieb gerade noch lange genug, um Trey einen letzten Blick zuzuwerfen und zu flüstern: »Bleib, wo du bist.« Dann machte er kehrt und ging.

Allmählich beruhigte sich Treys Herzschlag – zumindest reduzierte er sich auf das Tempo, das als normal gelten konnte, seit er aus dem Auto gestiegen war. Im Gegensatz zu jener mörderischen Frequenz, die sein Puls erreicht hatte, als der Junge auf der Veranda erschienen war. Fast fragte sich Trey, ob er das alles nicht nur geträumt hatte. Konnte er vor Angst so verrückt gewesen sein, dass er sich die ganze Begegnung nur eingebildet hatte?

Trey bezweifelte überhaupt so viel Fantasie zu besitzen.

Er konnte zusammenhanglose Satzketten hören – jemand verlangte nach einer Schaufel, ein anderer stöhnte, als er eine schwere Kiste zum Wagen schleppte. Die Suche dauerte fort, doch niemand betrat mehr die Veranda. Niemand sonst kam, um ihn zu suchen. Trey war so gelähmt vor Angst, dass er gar nicht anders konnte als dem Befehl des Jungen zu gehorchen.

Dann hörte er, zu seiner großen Überraschung, Türen zu fallen, Motoren starten und Wagen davonfahren, diesmal jedoch langsamer. Das gedämpfte Dröhnen der Motoren hätte von Feuerwehrautos stammen können, die sich nach einem Brand entfernen. Trey horchte angestrengt – so sehr, dass es ihm in den Ohren rauschte. Trotzdem konnte er nicht feststellen, ob die Männer gefunden hatten, wonach sie suchten, oder nicht. Sie unterhielten sich über Frauen und darüber, die Zigarren zu rauchen, die sie in Mr Talbots Schrank gefunden hatten.

»Die sind so illegal wie nur was«, sagte einer laut.